

politischen Geschlechterdiskurse auch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bedurft, in der nach Honeggers Darstellung die eigentliche Verselbständigung der weiblichen Sonderanthropologie stattfand (192). Doch dieser Argumentationsstrang endet in ihrem Buch mit Hippel und Wollstonecraft in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts. Nicht zuletzt deshalb bleiben die beiden „Hauptstücke“ dieser Arbeit auch etwas unvermittelt nebeneinander stehen. Doch dieses Problem konnte mein großes Interesse und Lesevergnügen an Claudia Honeggers Buch nicht wirklich beeinträchtigen. Ich hätte vielmehr gern noch mehr von diesen stringenten und lehrreichen Fallanalysen gelesen. Die Fragen, die Claudia Honegger aufwirft, erscheinen mir mehr als die „Antworten“ den besonderen Wert ihrer Arbeit auszumachen.

Johanna Gehmacher, Wien

Marion A. Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class. Women, Family and Identity in Imperial Germany*. New York/Oxford: Oxford University Press 1991, 351 S., Abb., öS ca. 850,00/£ 35,00, ISBN 0-19-503952-1.

Marion Kaplan beginnt ihre Untersuchung über den Ausbau der Akzeptanz bzw. den Akkulturationsprozeß deutsch-jüdischen Bürgertums im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit drei Zitaten,<sup>1</sup> die die Ambivalenz der Stellung des deutschen bourgeois Judentums (wobei im Mittelpunkt die Rolle der jüdischen Frau steht) veranschaulichen. Drei Kriterien, jüdisch-religiöses Brauchtum, deutsche Bildung und deutscher Patriotismus bestimmten alle Stationen im Leben jüdischer Frauen. Sie waren jüdisch und empfanden sich als Deutsche. Als Frauen teilten deutsche Jüdinnen mit den nichtjüdischen deutschen Frauen gesellschaftliche Verhaltensnormen und deutschen Nationalstolz, als Angehörige des jüdischen Volkes pflegten sie jüdischen Gemeinschaftssinn und das Brauchtum der jüdischen Religion. Als Angehörige der Bourgeoisie tradierten sie bestimmte Verhaltens- und Bildungsmuster, als Jüdinnen fühlten sie über die Grenzen ihres Standes mit den Angehörigen ihres Volkes, auch wenn hier, wie sich im Laufe der Lektüre zeigt, die deutsch-jüdische Bourgeoisie Vorurteile gegenüber jüdischen Immigranten aus dem Osten übernahm und auch selbst praktizierte, um nicht mit diesen nicht akkulturierten und gesellschaftlich nicht akzeptierten Juden gleichgesetzt und vom eigenen durch Leistung und Bildung im deutschen Bürgertum erworbenen Status ausgegrenzt zu werden.

In der sehr ausführlichen Einleitung definiert Kaplan die grundsätzlichen Kriterien von Bürgerlichkeit und die historischen Entwicklungsstränge, die zur Verbürgerlichung des deutschen Judentums führten. Und sie beschreibt die Muster weiblicher Sozialisation innerhalb des Bürgertums, die Anforderungen und Rahmenbedingungen, in denen sich bürgerliches Frauenleben abspielte. Kaplans Untersuchung setzt

---

<sup>1</sup> Es handelt sich um jene drei Zitate, die auch Kaplans Aufsatz in diesem Heft vorangestellt sind.

an einem historischen Zeitpunkt ein, da das deutsche Judentum bereits emanzipiert ist und seine Akkulturation und Anerkennung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft heftig anstrebt. Durch die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes vom 3. Juli 1869, die alle Einschränkungen und Ausschlüsse aufgrund einer Religionszugehörigkeit aufhob, wurden die Juden zu Vollbürgern erklärt. Und jene Zeit, auf die Toury in seinem Aufsatz „Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum“<sup>2</sup> hinwies, als ungefähr zwei Drittel der jüdischen in Deutschland lebenden Bevölkerung „von der Hand in den Mund“ lebte, gehörte bereits einer – nicht allzu fernen – Vergangenheit an. Die deutschen Juden erlebten einen großen wirtschaftlichen Aufstieg im städtischen Bereich, der eng verknüpft war mit dem Eintritt in die deutsche Kultur.

Sie waren akkulturiert. Sie waren ganz und gar deutsch in Kleidung und Umgangsformen, in starkem Maß auch in den Eßsitten oder den Festbräuchen. ... Die Juden übernahmen das Bildungsideal und das Bildungsrepertoire des deutschen Bildungsbürgertums ...<sup>3</sup>

Einige Kriterien mußten erfüllt werden, um den Eintritt der Juden in die bürgerliche Gesellschaft, die ja vor allem nach Jürgen Kockas These ein „spezifisches Ensemble von Normen und Werten“ darstellte, zu ermöglichen: Das Einkommen sollte möglichst deutlich oberhalb des Existenzminimums angesetzt sein, die Bildungsideale (inklusive der deutschen Sprache statt der jiddischen) mußten übernommen und die Normen bürgerlicher „Sittlichkeit“ sollten internalisiert werden.

An dem Prozeß einer Verbürgerlichung „deutscher Art“ hatten – und das weist Kaplan sehr schlüssig im Laufe des ersten Teils der Studie nach – die jüdischen Frauen einen großen Anteil. Wirtschaftlicher Erfolg der jüdischen Männer war noch kein Garant für Akzeptanz. Bildung und Erlernen deutscher Wertvorstellungen, eingeübt schon in früher Kindheit im elterlichen Haus, lag vor allem im Aufgabenbereich der jüdischen Hausfrau und Mutter. Als „Schauplatz“ des ersten großen Kapitels wählte Kaplan daher die Familie und den Haushalt, jene beiden Handlungsräume, die nach dem bürgerlichen Weiblichkeitsideal ausschließlicher Wirkungskreis der Frauen sein sollten. Der Mann verdiente das Geld, schuf somit die finanziellen Rahmenbedingungen (wobei die Mitgift der Frau eine wichtige Rolle spielte) für Bürgerlichkeit, aber ihre „Sichtbarmachung“ lag in den Händen der jüdischen Hausfrau. Sie wählte die Einrichtung aus, bestimmte die Bekleidung und kaufte die Spielsachen für die Kinder. Sie war zuständig für die Auswahl der Lektüre, der Theater- und Konzertbesuche, sie arrangierte Kaffeekränzchen und Abendgesellschaften und war somit die Inszenatorin familiärer, kultureller und gesellschaftlicher Ereignisse, bei denen Bürgerlichkeit zur Schau gestellt wurde. Gleichzeitig aber fiel ihr die Gestaltung religiösen „Umfeldes“ im engsten und weiteren Familienkreis zu. Die Betroffenheit und das Erleben, damit eng verbunden das Praktizieren von Religion, gestaltete sich

2 J. Toury, Der Eintritt der Juden ins deutsche Bürgertum, in: H. Liebeschütz und A. Paucker Hg., Das Judentum in der deutschen Umwelt, Tübingen 1977.

3 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, I: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, 405.

für jüdische Frauen anders als für ihre Männer. „Whereas Judaism relegated women to a peripheral role in the synagogue, it placed them on a pedestal in the home.“ (70) Sowohl im orthodoxen Judentum als auch bei den liberalen Juden war es die Hausfrau, die die Feste und Feiern arrangierte und die Familie dazu versammelte. „For women, in fact, religion and family were one totality.“ (70) Bereits in ihrem 1988 erschienenen Aufsatz „Freizeit – Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870–1914“ betonte Marion Kaplan die Rolle der jüdischen Frau als kulturelle Mittlerin deutscher Bürgerlichkeit und Stabilisatorin jüdischer Tradition.<sup>4</sup>

Breiter Raum wird auch den Heiratsvermittlungspraktiken und der Mitgift gewidmet, ebenso wie der Frage, was für die bürgerliche Frau, im speziellen für die jüdische Frau „leisure“, Freizeit, bedeutete. Allein die Definition des Begriffs zeigt, wie abhängig er vom männlichen oder weiblichen Blickwinkel und von der jeweiligen Zeit, in der er interpretiert wird, ist. Für den Mann im 19. Jahrhundert bedeutete er bereits Erholung von Arbeit und Auftanken neuer Energien, für die Frau war er mit Arbeit eng verbunden. Einladungen, Ferienvorbereitungen und Kuraufenthalte waren verknüpft mit Präsentation hausfraulicher Tugenden und der Pflege wichtiger familiärer-jüdischer und gesellschaftlicher-nichtjüdischer Kontakte.

Frauen, die zwar im „privaten“ Bereich, im Haushalt, wirkten, arbeiteten mit ihren Tätigkeiten immer wieder in den „öffentlichen“ Raum hinein. Jüdische Frauen vermittelten ihren Kindern deutsche Bildung, deutsche Kultur, und halfen den Männern durch ihre „hausfraulichen Tugenden“ deren bürgerlichen Status in der nichtjüdischen Bourgeoisie zu sichern. Streng befolgten sie bürgerliche Normen – nicht nur als Legitimation für ihre Bürgerlichkeit, sondern auch als Defensive gegen antisemitische Angriffe.

Diesen antisemitischen Angriffen waren gerade Frauen dann ausgesetzt, wenn sie ihr „coming out“ (Thema des zweiten Teils „Jewish Women Redefine Their ‚Place‘“) wagten: bei der Öffnung der Universitäten in Deutschland zu studieren begannen und als Berufstätige zu Konkurrentinnen der Männer wurden. Hier leistet Kaplans Studie wichtige Arbeit, da sie die enge Verknüpfung von sexistischen Vorurteilen und antisemitischen Ressentiments aufzeigt.

Sowohl in den höheren Mädchenschulen als auch auf den Universitäten waren jüdische Frauen im Vergleich zu ihrem Anteil in der Bevölkerung überproportional vertreten. Zwischen 1897 und 1906 waren 20% aller Schülerinnen höherer Mädchenschulen jüdisch, wobei damals die jüdische Bevölkerung des Deutschen Reichs 4% ausmachte. Kaplan sieht den Grund darin, daß jüdische Elternhäuser generell Mädchen größere Bildungschancen gewährten u.a. aufgrund ihrer Wohlhabenheit, ihres sozialen Status und der geringeren Kinderzahl. (Wesentlich früher als im nichtjüdischen Bürgertum Deutschlands setzte im Judentum die Geburtenbeschränkung ein.) Was aber nicht unbedingt bedeuten muß-

---

<sup>4</sup> Marion Kaplan, Freizeit – Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870–1914, in: Ute Frevert Hg., Bürgerinnen und Bürger, Göttingen 1988, 157–174.

te, daß die Familien eine angestrebte Berufstätigkeit der Töchter gefördert haben, Arbeit gegen Geld hätte den gesellschaftlichen Status der Väter nach bürgerlichen Normen gefährden können. Frauenarbeit ohne Entlohnung existierte aber innerhalb der jüdischen mittelständischen Bevölkerung. Obwohl der größte Teil dieser Dienstleistungen als „hidden work“ (156) gesehen werden muß, was ja generell für Frauenarbeit im Bürgertum des 19. Jahrhunderts gelten kann, so stellt Kaplan in den Betätigungsfeldern der weiblichen jüdischen und der nichtjüdischen Bürgerinnen gravierende Unterschiede fest:

Since a large percentage of middle-class Jewish men worked in business and commerce, one finds proportionally more Jewish women in shops and offices, serving behind the counters or doing extra bookkeeping or correspondance. Other middle-class German men filled the growing cadres of the civil service. Their wives and daughters could not ‚help out‘ in municipal or state offices. (156)

Als sich aber der Staat den Frauen insofern öffnete, als er sie als Telegraphistinnen, bei der Post und anderen öffentlichen Ämtern – in niederen Rängen – zuließ, blieben Jüdinnen von diesen Berufen wie generell Juden vom Staatsdienst vor dem Ersten Weltkrieg ausgeschlossen. Besonders deutlich präsentierte sich das Konglomerat aus Antifeminismus und Antisemitismus an den Hochschulen, zu denen in Deutschland Frauen ab 1908 (Preußen) zugelassen waren. Universitätsprofessoren und Studenten wehrten sich heftig gegen Frauen und hätten sie gerne zurück an den Herd geschickt, das galt generell für alle weiblichen Studenten, die ersten Frauenverbindungen und Klubs schlossen aber Jüdinnen auch expressis verbis aus und erschwerten ihnen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum Judentum die Integration ins universitäre Leben. Besonders hart traf diese Ausgrenzung jene Jüdinnen, die sich nicht am Studienort auf die Familie zurückziehen konnten.

Das letzte Kapitel des Buches widmet sich der Teilnahme bürgerlicher Jüdinnen an der deutschen Frauenbewegung. Anhand einiger Kurzbiographien (Lina Morgenstern, Bertha Pappenheim, Alice Salomon) beschreibt die Autorin den Weg jüdischer Frauen von reinen Wohlfahrtsbestrebungen zu feministischen Forderungen, wobei sie ihre feministischen Ansprüche auch in der jüdischen Gemeinde durchzusetzen trachteten, was einer Forderung nach Hinterfragung religiöser Gebote gleichkam und daher bei den Männern auf großen Widerstand stieß.

In dieser sehr ausführlichen Dokumentation und Analyse weiblicher-jüdischer-bürgerlicher Lebenszusammenhänge fehlt aber abschließend die Überlegung, ob nicht Sensibilisierung durch Studium und Beruf bei mancher jüdischen Frau eine Revolte gegen die Zwänge des bürgerlichen Gesellschaftsmodells hervorriefen, die nicht ausschließlich in feministischen Ansprüchen gipfelten, sondern zu einer völligen Abkehr vom bürgerlichen Politikverständnis und einer Hinwendung zu linken Ideologien führten.

Renate Flich, Wien